

Vom bleibenden Kindsein

Walter Strolz

Es ist schwer zu sagen, was sich im Vollzug des menschlichen Daseins eigentlich durchhält, wenn wir bedenken, wie vorläufig und gefährdet alles ist, was wir wollen und tun. Der Mensch spricht in seiner Geschichte in vielen Werken aus, und der Zug seiner Handschrift in Wissenschaft, Kunst und Technik ist ein einzigartiges Zeugnis für den Geist, der sich in ihm schaffend regt. Unsere Zeit im Ganzen und das Leben jedes einzelnen steht in einem bisher noch nie gekannten Ausmaß unter dem Machtanspruch der Wissenschaften, die das Antlitz der Erde verändert und die Völker in eine Welt-Geschichte zusammengeführt haben. Dieser Entwicklung kann sich niemand mehr entziehen; wer sich selbst und seine Lage verstehen will, ist gezwungen, sich dem zu stellen, was schon unaufhaltsam in Gang gekommen und bereits folgenreiche Geschichte geworden ist. Das überlieferte Weltbild der neuzeitlichen Naturwissenschaft ist durch die Revolution der Denkweise in der modernen Physik ins Wanken geraten und selbst die Kirche, die doch als die Hüterin des Überkommenen, der ewigen Werte und göttlichen Prinzipien gilt, geht daran, die durch die Wissenschaften veränderten Lebensverhältnisse näher in den Blick zu nehmen und sich zu fragen, wie die christliche Botschaft heute verkündet werden muß, wenn sie die Menschen im Andrang des Aktuellen überhaupt noch erreichen und treffen soll.

Seltsam ist nun, daß unmittelbar mit dieser eben nur angedeuteten Entwicklung, die das menschliche Wissens- und Bauvermögen zu triumphaler Entfaltung kommen ließ, zugleich Ungewißheit und Angst hervortreten. Dem menschlichen Machtzuwachs steht der Schwund ursprünglicherer Existenz Erfahrungen gegenüber, die aller Wissenschaft vorausliegen. Darin aber und durch ihre rätselvolle Tiefe hindurch erfährt sich der Mensch auch mitten im technischen Zeitalter, das die Selbstsicherheit und -gewißheit überall täglich steigern will, als der Fragwürdige schlechthin. Sobald sich nämlich unabweisbar in einem bestimmten Augenblick des Daseins die Frage nach dem Sinn des ganzen Geschehens und vor allen anderen Fragen die Frage nach dem Ursprung und Ziel des eigenen Daseins erhebt, rückt alles unter ein anderes Vorzeichen. Dann erscheint das Wort des Sophokles, mit dem das Chorlied der thebanischen Alten in der „Antigone“ beginnt:

„Ungeheuer ist viel, und nichts
Ungeheurer als der Mensch . . .“

in einem anderen Licht. Dann horchen wir auf und fangen an zu verstehen, was

es heißt, sterblich zu sein und einem staubverfallenen Geschlecht anzugehören. Aber in einem damit kann das Fragen wieder erwachen, und es ist möglich, daß uns ganz plötzlich durch eine Begegnung offenkundig wird, worin das vergessene Geheimnis unseres bleibenden Anfangs inmitten der flüchtigen Jahre beruht, die uns zu leben gewährt sind.



Dostojewskij berichtet in seiner 1877, also wenige Jahre vor seinem Tod erschienenen Erzählung „Der Traum eines lächerlichen Menschen“ von einem Mann, der bei sich beschlossen hatte, sich zu erschießen, nachdem ihm klar geworden war, daß es in der Welt keine Wahrheit gäbe und die Menschen nur nicht mutig genug seien, die Konsequenzen aus diesem furchtbaren Sachverhalt zu ziehen. In einer finsternen Novembernacht tritt er auf die Straße, um unwiderruflich zu handeln. Da begegnet er einem achtjährigen Mädchen, das in zerrissenen Stiefelchen und völlig durchnäßt in Verzweiflung nach seiner Mutter schrie.

„Ich kenne diesen Ton“ – heißt es bei Dostojewskij. „Obwohl sie keine Worte hinzufügte, begriff ich doch, daß ihre Mutter irgendwo im Sterben lag, oder sonst etwas dort bei ihnen geschehen sein mußte und daß sie hinausgelaufen war, um Hilfe für ihre Mutter zu finden. Ich aber folgte ihr nicht, im Gegenteil, bei mir setzte sich der Gedanke fest, sie wegzujagen. Zuerst sagte ich ihr, sie solle einen Schutzmann suchen. Sie aber faltete plötzlich die Händchen und lief schluchzend, außer Atem, mir zur Seite und wich nicht mehr von mir. Und da stampfte ich mit dem Fuße und schrie sie an. Sie stammelte nur: ‚Herr, Herr‘, dann verließ sie mich und lief hastig auf die andere Seite der Straße ... Ich stieg in meinen fünften Stock. Ich wohne als Mieter in einer Art Herberge. Mein Zimmer ist klein und ärmlich, das Fenster ist halbrund, wie in einer Dachstube. Ich habe einen mit Wachstuch überzogenen Diwan, einen Tisch, auf dem Bücher stehen, zwei Sessel und einen Lehnstuhl, der alt, sehr alt, aber bequem ist. Ich setzte mich, zündete die Kerze an und begann nachzudenken ... Warum habe ich denn dem kleinen Mädchen nicht geholfen? Einem, der sich gerade ermorden will, ist doch alles einerlei. Und doch, es war mir so, als könnte ich jetzt nicht sterben, bevor ich nicht etwas gelöst hätte. Kurz, jenes Mädchen errettete mich, weil ich mit diesen Fragen das Erschießen verschob.“

Was ist mit dem Helden aus Dostojewskijs Erzählung in dieser nächtlichen Begegnung mit einem Kinde vor sich gegangen? Etwas Alltägliches jedenfalls ist hier nicht geschehen; denn für den Menschen, von dem hier berichtet wird, hat es keinen Sinn mehr weiterzuleben, weil er durch ein langes, qualvolles Fragen zur Einsicht gelangt ist, daß es keine letzte, tröstende und rettende, alles durchfügende und erleuchtende Wahrheit gibt. Warum also soll er noch leben auf dieser Erde, wo doch die Menschen das Verhängnis der Sinnlosigkeit aller Dinge mit den ver-

schiedensten Mitteln abzustreiten versuchen, ohne es beseitigen zu können. Ein Mensch von diesem Schlag bringt sich also selbst in jene Grenzsituation, in der Leben und Tod unheimlich nah zusammenrücken. Und gerade in diesem Augenblick reißt ihn, der zum Äußersten entschlossen ist, ein weinendes Kind von seinem Vorhaben zurück. Was hat Dostojewskij wohl dazu veranlaßt, seiner Erzählung diese Wendung zu geben und seinem Helden nachher eine Vision des verlorenen Paradieses in prophetischem Weitblick zu schenken? Man kann natürlich sagen, das sei alles übertrieben und habe mit einem gesunden Menschenverstand nichts mehr gemein, solches Verhalten sei irgendwie krankhaft, psychopathisch und bezeichnend für den „Traum“ eines von der Epilepsie immer wieder heimgesuchten Dichters. Demgemäß könne diese Erfahrung höchstens als ein Zeugnis im übrigen Krankheitsbild angesehen werden, in sich aber trage sie keinen Verweis auf die menschliche Existenz, wie wir sie durchschnittlich erleben.

Nun, die entscheidende Frage ist gerade die, ob und inwieweit unsere alltäglichen Maßstäbe stimmen. Mit welchem Recht behaupten viele einfach, das und das sei abwegig, nur weil es sich in den selbstgebastelten Rahmen nicht fügt, in den sie die unermessliche Fülle des Wirklichen einfangen wollen: Zeigt dagegen nicht jeder Tag unseres eigenen Daseins und jede Stunde im Gang der Geschichte, daß es mehr Dinge im Himmel und auf Erden gibt, als unsere Schulweisheit sich träumt und daß hinter die Wurzeln unserer Gedanken und Gefühle keiner kommt? Müßten uns nicht die Abgründe, vor die uns die heutige Philosophie und Dichtung und in einem anderen Sinn auch die Wissenschaft stellt, uns behutsamer und langmütiger in das Einblick nehmen lassen, was ist und was es gibt? Der Sinn für die Vielschichtigkeit der menschlichen Existenz ist durch die Vorherrschaft des technischen und bloß rechnenden Denkens so abgestorben, daß weithin nur noch die Frage nach dem handgreiflichen Nutzen für die Urteilsbildung bestimmend ist. Damit aber kommt der Mensch überall dort, wo es um mehr als um die Befriedigung täglicher Bedürfnisse geht, nicht durch. Ein untrügliches Zeichen für diesen Zusammenhang der Dinge ist die Ruhelosigkeit des heutigen Menschen und seine Unfähigkeit, sich dem Anspruch der Stille auszusetzen, ohne die ein menschliches Leben gar nicht möglich ist. Daß dem so ist, erfährt der Mensch auch im Modus der Verneinung, das heißt, es gäbe das Gefühl der Langeweile, der schwindenden Begeisterung und des sinkenden Mutes, die Anfälligkeit für alle möglichen Verführungskünste gar nicht, wenn der verleugnete oder vergessene Wesensgrund des Daseins nicht noch aus aller Verschüttung spräche. Diese unauslotbare Tiefe ist da, und an ihrer Wahrheit werden alle Fluchtversuche zuschanden. Und selbst noch in der radikalsten Form der Verneinung, im Selbstmord, bezeugt der Mensch noch einmal mit eigener Hand, daß er sich selbst fragwürdig ist, daß er im Innersten seines Herzens schon mehr weiß, als er überhaupt aussprechen und einem andern mitteilen kann, daß er in Sehnsucht auch in der Finsternis handelt und daß selbst noch die namenlose Traurigkeit nicht ohne Verheißung ist.

Wir haben bisher allem Anschein nach nur von den negativen Erfahrungen der Sinnhaftigkeit der Welt gesprochen, ohne näher bedacht zu haben, woher wir kommen und was wir einmal gewesen sind. So fragen aber heißt der Zeit der Kindheit nachsinnen, jener süßen Kindheit, „die“ – um an ein Wort von Bernanos zu erinnern – „als erste aufsteigt aus den Tiefen einer jeden Agonie“. Es kann sein, daß uns an bestimmten Festen die Erinnerung an sie ergreift oder uns in den dunklen Stunden des Schmerzes das ferne Leuchten jener Ursprungsjahre trifft. Mitten in den Sorgen des Alltags kann uns der Anblick spielender Kinder entzücken oder die Frage eines Kleinen uns aufhorchen lassen. Das Kind in uns kann wieder aufstehen und auf uns zukommen, wenn uns sonst alle verlassen haben. Woher kommt es, daß die Dichter so vielstimmig und unwiderstehlich die Zeit der Kindheit beschwören. So z. B. Polyxenes, der König von Böhmen, in Shakespeares „Wintermärchen“, wo er der Knabenzeit gedenkt und sich zurückruft, wie er damals lebte:

„Zwei Buben, die nicht weiter vorwärts dachten,
Als solch ein Tag wie heut sei morgen auch
Und daß wir ewig Knaben blieben ...
Wir waren Zwillingsslämmern gleich, die blökend
Im Sonnenscheine miteinander spielten,
Nur Unschuld tauschten wir für Unschuld, kannten
Des Unrechts Lehre nicht, noch träumten wir,
Man täte Böses, lebten wir so weiter
Und stieg nie höher unser schwacher Geist
Durch heißes Blut, wir könnten kühn dem Himmel
Einst sagen: ‚Frei von Schuld‘ – die abgerechnet,
Die unser Erbteil.“

Und warum spricht Dostojewskij in seinen Werken immer wieder von den Kindern gerade an jenen Stellen, die widerhallen vom Wogenschlag uralter Menschheitsfragen? „Durch die Kinder wird die Seele geheilt ...“ heißt es im Roman „Der Idiot“. Und der Atheist Kirilloff in den „Dämonen“ setzt die Liebe zu den Kindern der Liebe zum Leben schlechthin gleich. Was bewegte François Mauriac, als er anlässlich der Verleihung des Nobelpreises sagte: „Wer von dem Bösen erfaßt ist, ist es auch von der Reinheit, von dem Kindsein. Es tut mir leid, daß die Kritiker und die allzu hastigen Leser die Stellung des Kindes in meinen Romanen übersehen. Ein Kindertraum bildet den Schlüssel zu allen meinen Büchern.“



Der Geist der Kindheit ist der Geist des Anfangs und der Morgenfrühe unseres Lebens. Die Dichter und Denker als die Hüter der Geheimnisse des Menschen preisen dieses sanfte und doch so mächtige Licht von Jahrhundert zu Jahrhundert. Es

ruft den Menschen zurück in die Erfahrung einer Geborgenheit, über der das gütige und milde Antlitz der Liebe wacht. Als Kind ist der Mensch noch in ganz natürlicher Weise fromm, froh, weil er noch nichts weiß von der Zerrissenheit der Welt und der Bosheit, die aus dem eigenen Herzen aufsteigt. Die Zeit der Kindheit ist die Zeit des Aufenthaltes an den Ursprungsorten des Daseins; zunächst im Schoß der Mutter – in diesem wunderbaren Mysterium, wo ein sterbliches Geschöpf der Welt und allen ihren Schicksalen entgegenwächst, dann im Vaterhaus, in dem der Umgang mit den Dingen anfängt und die Sprache aufzublühen beginnt und die kindliche Fragekraft erwacht und überall dort, wo um das Kind herum Heimat ist und es das stille Walten der Liebe erfährt. Das Kind sieht mit einfältigen Augen, daß alles wahr ist. Von diesen Erfahrungen, die durch keine anderen ersetzbar sind, spricht Kardinal Newman in einer Predigt, in der er die Gegenwart Gottes im Kindsein erläutert und dann sagt:

„Die Einfachheit der kindlichen Vorstellungs- und Begriffswelt, seine Bereitschaft, alles zu glauben, was ihm erzählt wird, seine ungekünstelte Liebe, sein offenes Vertrauen, die Anerkennung seiner Hilflosigkeit, seine Unkenntnis des Bösen, sein Unvermögen, die Gedanken zu verbergen, seine Genügsamkeit, sein schnelles Vergessen des Verdrusses, seine Bewunderung ohne Begehren und vor allem sein ehrfurchtsvoller Geist, der alle Dinge der Umwelt als wunderbar ansieht, als Zeichen und Abbilder des Einen Unsichtbaren, sind in ihrer Gesamtheit ein Beweis dafür, daß es sozusagen erst jüngst noch ein Besucher in einer höheren Welt gewesen ist.“

In solchen und ähnlichen Erfahrungen und Gedanken treffen wir auf die reine Helle der Einfalt des Herzens, die zum Wesen des kindlichen Gemüts gehört, das darin dem Weltgeheimnis innig verbunden ist. Das Kind verläßt sich nicht auf sich selbst; seine eigentümliche Macht besteht in seiner Hilflosigkeit, sie beruht im völligen Angewiesensein auf die das Haus der Liebe bauenden Eltern, aus deren sorgender Hand das Kind alles Gute und Wahre empfängt. Es muß in diesen bergenden Raum eingelassen sein und darin dem Zusammenspiel von Himmel und Erde begegnen können, sonst lernt es allzufrüh die ganze Widersprüchlichkeit des Menschen und der Welt kennen, in der er wohnt. Das Kind hat dann später, wenn es einmal aufgerufen ist, in eigener Verantwortung sein Leben zu gestalten, in der Stunde der Bedrängnis oder in den Tagen, die verdunkelt sind durch das Leid und die Ohnmacht des bloß menschlichen Könnens nicht einmal die Möglichkeit, Kraft zu schöpfen aus der Erinnerung an die seligen und so herrlich in eins gefügten Tage der Kindheit. Deshalb gibt es keine Erinnerungen, die für den Menschen später wertvoller sind als die an das Elternhaus. Was hier an Samenkörnern der Wahrheit ausgestreut wird in das kindliche Herz, dringt tief und unvergeßlich darin ein. Umgekehrt aber ist das, was Vater und Mutter dem Kind in der Zeit der größten Offenheit des Menschen für die göttlichen Dinge nicht geben, später kaum mehr

nachzuholen. Vergessen wir aber nicht, daß dem Reifwerden selbst nach einem Wort von Bernanos, das er wenige Monate vor seinem Tode niedergeschrieben hat – „viel natürliche Kraft der Kindheit innewohnt – glauben Sie mir, es ist ein Vertiefen der Kindheitserlebnisse. Doch um die Kindheit zur Reife zu bringen, um ihre Erlebnisse zu vertiefen, muß man beides richtig einzuschätzen vermögen. Und zwar muß das reife Alter nach der Kindheit beurteilt werden, nicht umgekehrt. Helden und Heilige waren Menschen, die nie die Kindheit hinter sich ließen: innerhalb ihrer wurden sie größer und größer und reiften zu ihrem Schicksal heran.“

Es gibt Menschen, die das süße Lichte der Kindheit vor dem Selbstmord gerettet hat, und es gibt Menschen, die den Frieden mit sich selbst nicht mehr gefunden haben und verzweifelt sind, weil sie in ihrer Not dem Kind in der Tiefe ihres eigenen Wesens nicht mehr begegnet sind. Die elterliche Liebe muß daher selber im Geheimnis des lebendigen Gottes verwurzelt sein, sonst vermag sie dem Kind das gar nicht zu schenken, für dessen Empfang es seiner Natur nach ausgerichtet ist. Die Eltern müssen ihr Dasein in Glaube und Erkenntnis auf einen göttlichen Sinn hin leben, weil sie sonst immer hinter dem Kind zurückbleiben und nicht vermögen, ihm ohne Angst und geraden Sinnes in seine strahlenden Augen zu blicken. Je klarer und entschiedener die Eltern selbst den göttlichen Ursprung und das Geschenkhafte alles Lebens bezeugen, um so mehr wird jene Freude alle erfüllen, die sich vom heiligen Feuer der Kindheit nährt.

Noch in einer anderen Weise aber müssen wir heute dem bleibenden Kindsein des Menschen nachdenken. Man sucht zwar in unseren Tagen in der Psychologie und Pädagogik das Kind wieder etwas mehr in seiner eigenen Welt aufzusuchen und von dorthier zu verstehen. Doch wird dabei gerne übersehen, daß diese Wissenschaften selbst weithin dem Weg des rechnenden und analysierenden Denkens folgen, das kennzeichnend ist für den Grundzug der Wissenschaften überhaupt, wie sie sich im Laufe der Neuzeit herausgebildet haben. Psychologen und Pädagogen verhalten sich oft so, als ob man die kindliche Welt mit den Mitteln zerlegender Hilfswissenschaften „hintergehen“, damit in den Griff bekommen und schließlich in eine Anthropologie einbauen könnte. Dieses wissenschaftlich bestimmte Verhalten gegenüber dem Kind ist die Folge einer Denkweise, die nichts mehr von den unaussprechlichen Ursprungsgründen des menschlichen Daseins weiß. Sie geht von der ungeprüften Voraussetzung aus, daß das Spätere mehr als das Frühere sei und sich ein Sachverhalt als ein definitorisch erkannter über die Erfahrung der noch ungeschiedenen Einheit erhebe. Das aber ist ein fundamentaler Irrtum; denn wer nicht frei geworden ist für die denkerische Erfahrung, daß die Wissenschaften selber auf Gegebenheiten und Entscheidungen zurückführen, die wissenschaftlich nicht einzuholen sind, erblickt nichts vom Wesenhaften und Bleibenden in der Menschlichkeit des Menschen.



Wir hätten die Grundmelodie in unserem Thema noch nicht gehört, wenn wir im letzten Teil dieser Meditation nicht an das Kindsein im Blick auf die Grundverfassung des Menschen dächten.

Das Kind repräsentiert den Menschen im Kern seines Wesens. In seiner radikalen Verwiesenheit auf die andern ist es das Urbild menschlicher Existenz überhaupt, deren eigentliche Auszeichnung die seinsbegründete Kindschaft des Geschöpfes ist. Es sieht zunächst nur so aus, als ob der erwachsene, sich selbst durchbringende Mensch aus und für sich lebe und aus dem Land des Kindseins ausgewandert sei. Was er dabei aber auch schaffen mag, ob es nun tägliche Gebrauchsartikel oder Raketen zur Eroberung des Weltraums sind, spielt für den Wesenszusammenhang der Sache keine Rolle; denn dem tiefer dringenden Auge des Geistes öffnet sich unter dieser Oberfläche eine ganz andere Welt, nämlich das Kindsein als das entscheidende Merkmal unserer Existenz. Alles, was der Mensch ist, hat und kann, ist und vermag er aus der Erfahrung des Nachdenkens her gesehen nicht aus sich, sondern er hat es immer schon empfangen, gehört und vernommen. Weil er Geschöpf ist und doch als das Ebenbild Gottes erschaffen und zu seinem Ruhme gebildet, wie es beim Propheten Isaias heißt, kommt der Mensch nur durch die Empfängnis der Wahrheit und des Guten zu sich, so daß er immer nur – in den verwegensten planetarischen Experimenten der Technik ebenso wie im großen Kunstwerk – ein Erfinder dessen bleibt, was schon ist.

Das Kindsein verstehen aber heißt zuletzt, das Dasein des Menschen in seinem religiösen Wesen enthüllen. Indem uns Gott selbst im unergründlichen Geheimnis seiner freien Selbstkundgabe in sein dreifaltiges Leben hineingerufen hat und in seinem fleischgewordenen Sohn für immer unser aller Bruder geworden ist, haben wir den Geist der Kindschaft empfangen, indem wir rufen: Abba, Vater (Röm 8, 15). So hat Gott der Vater in Jesus Christus den Menschen auf dieser vergänglichen Erde auf eine Weise heimgesucht, die alles Begreifen übersteigt. Jetzt ist der Geist der Kindschaft ausgegossen über alles Fleisch, und der ganze Kosmos schwingt darin, und es ist nicht mehr möglich, daß alles in den Abgrund der Vaterlosigkeit zurücksinkt. Der Mensch hat zwar, weil ihn Gott als freies Wesen wollte, die Möglichkeit, jenen, der in Sein Eigentum kam, nicht aufzunehmen. Aber er bleibt auch so noch unentrinnbar innerhalb des Horizontes der Kindschaft; denn alle, die das Vaterhaus verleugnen und ausziehen in die Wüsten der Rebellion und alle, die es vergessen möchten aus düsteren Antrieben, bleiben in seinem Kraftfeld und sind gerade als „verlorene Söhne“ die, denen der Vater an den Toren des Hauses Tag und Nacht in huldreicher Langmut seine Arme entgegenstreckt.

Das Kindsein ist nach dem Wort der christlichen Botschaft das tiefste und höchste Wahrzeichen allen Menschentums. Der Geist der Kindheit ist unzerstörbar, und seit der Sohn Gottes Mensch geworden ist, sind und bleiben wir, wie der Apostel Paulus sagt, „Kinder der Verheißung“. So werden die glücklichen Erfahrungen unserer Kindheit hineingenommen in das gott-menschliche Geheimnis alles dessen,

was ist, und unser „Kinderglaube“ verliert jeden Hauch von Vergeblichkeit. Ja, es kann geschehen, daß wir, wenn wir älter werden, wieder zu ihm zurückkehren. So wie Arthur Rimbaud, der nach einem abenteuerlichen und von Irrtümern beschatteten Leben sterbend bekennt:

„Was dich deine Mutter lehrte: der kleine Katechismus, die Krippe, die Erstkommunion, alles ist wahr, du hast zu Beginn auf einmal die ganze Wahrheit empfangen, und du hast sie im Verlauf des Weges verloren.“

Weil das Kind in seinem Fühlen und Denken noch unbefleckt ist und in seiner Unschuld die Gnade, alles eigene Verdienst in sich verzehrend, unmittelbar mächtig ist, kann es geschehen, daß uns seine lautere Existenz in einer Welt, die in einem ruhelosen, den Himmel verfinsternden Titanismus wie besessen nur um sich selber kreist, gleich einem Boten aus einer anderen, göttlich geeinten und friedlichen Welt ist.

Wir sind ausgegangen von der Erkenntnis, daß angesichts der Vorläufigkeit der menschlichen Existenz das Bleibende in ihr sich tief verberge. Dies ist eine Erfahrung, die schon vor Jahrtausenden von den Menschen gemacht wurde, in unserer Zeit aber droht sie ganz zurückzutreten vor den Werken einer Welt, die drauf und dran ist, Natur und Menschheit in eine einzige, ins Riesenhafte gesteigerte Produktions- und Verbraucherstätte zu verwandeln. Gewiß, auch das ist ein sinnvolles Geschehen im Zug heutiger Geschichte, aber nur so lange, als der Geist der Kindheit wach bleibt und die Säfte des Ursprungs unaufhörlich in uns kreisen und auf- und niedersteigen. Der Mensch ist nicht sein eigen; denn im letzten hat er alles, was er ist und tut, empfangen. Und nur dort, wo menschliche Gedanken und Taten auch immer etwas von dieser anfänglichen Begabung durchscheinen lassen, wirken sie fruchtbar und lebenerweckend.

Der Mensch, der in diesem Sinne kindlich und dankbar gestimmt bleibt, ist den Prüfungen, denen das menschliche Dasein so oder so ausgesetzt ist, nicht verloren. Ebenso vermag er den Krisen standzuhalten, die von der gegenwärtigen Geschichte ausgehen, weil er sich ein einfältiges Herz bewahrt hat, also im Innersten ein Kind geblieben und demgemäß im Zuspruch täglich neu erfahrener Gnade unüberwindlich ist.